

Das Stadtre Regiment macht weitgehend vom Befestigungsregal Gebrauch und gestattet lediglich nicht wehrhafte Anlagen, ausgenommen nur bei Einräumung des Öffnungs- und Besatzungsrechts oder der Einbürgerung des Inhabers der Burg in die Stadt.

Die landesherrliche Burg war Zentrum herrschaftlicher Rechte, so die Landvogteischlösser, die Verwaltungssitze städtischer Vögte. Fortifikatorische Ausbauten dieser Landvogteischlösser wurden, von Ausnahmen abgesehen, nur partiell mit größter Zurückhaltung vorgenommen (z. B. Dornegg).

Im Alpenraum waren die Verhältnisse etwas anders. Im Bündnerland blieb der feudale Charakter bis ins 17. Jahrhundert hinein erhalten. Die Verlagerung der adeligen Wohnsitze in Palazzi ist nur zum Teil durchgeführt worden. Burgen hatten noch spät einen Wehrcharakter, wurden teilweise aber zum Wohnsitz ausgestaltet. In diesen Regionen wurden auch sogenannte Letzmauern bis in das 14. Jahrhundert hinein errichtet, die bei kleineren Fehden Schutz für Mensch und Vieh boten. Im 15. und 16. Jahrhundert wurden diese Befestigungen teilweise reaktiviert und neu erbaut, analog ging man auch bei den Höhlenburgen im Wallis vor.

In der italienischen Schweiz ist eine eigene Entwicklung zu beobachten. Die kleinen Territorien gehen im 12. Jahrhundert in den Herrschaften der großen italienischen Städte auf. Vom 14. Jahrhundert an häufen sich die Einfälle der Eidgenossen, um diese Täler zu erobern. Zentrum der Mailänder Herrschaft war das strategisch sehr günstig gelegene Städtchen Bellinzona, das daher äußerst stark befestigt wurde und als uneinnehmbar galt. Die Anlage der einzelnen Befestigungen nahm direkt Bezug auf die Kampfweise der Schweizer.

Im 17. Jahrhundert findet man in der Schweiz, die von inneren Wirren erschüttert war, wie auch anderswo in Europa eine Weiterentwicklung zum Festungsbau mit Bastionen, gedeckten Gängen usw. Die Anstöße kommen teilweise aus dem benachbarten Ausland. Bern hat zu dieser Zeit die Festung Aarburg gebaut. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren die Wehrbauten der Eidgenossen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit kriegsgeschichtlich unbedeutend, bedingt sowohl aus der Kampfweise der Eidgenossen, denen Verteidigung und Garnisonsdienst zuwider waren, als auch aus der bereits damals verfolgten Neutralitätspolitik.

Staatsarchivdirektor Dr. Hans-Martin Maurer aus Stuttgart sprach über „Festungsbau der Herzöge von Württemberg im 16. und 17. Jahrhundert“. Um 1500 besaßen die Herzöge von Württemberg einunddreißig Höhenburgen, die gleichmäßig über das Land verteilt waren. Herzog Eberhart im Bart hatte etwa zehn dieser Burgen nach den Vorstellungen des 15. Jahrhunderts ausgebaut und verstärkt: im Norden Beilstein und Markgröningen sowie die Burg Kaltenstein über Vaihingen, im Schwarzwald Neuenburg, Nagold und Hornberg, im Südosten Hohenneuffen, Hohenurach, Teck und Hohentübingen, im Süden Honberg über Tuttlingen und den Mägdeberg. Die meisten Landesherren bevorzugten Städte zum Ausbau ihrer Befestigung, so Hessen Ziegenhain und Kassel, Bayern Ingolstadt, die Pfalz Frankenthal und die Bischöfe von Bamberg haben Forchheim zu einer starken Festung ausgebaut. In Württemberg wählte man beide Typen, gab jedoch Burgen den Vorzug, denn die Städte erforderten mit ihrer Ausdehnung einen weit höheren Aufwand an Arbeit und Kosten. Herzog Ulrich hat die Entwicklung besser vorausgesehen als andere, denn die Höhenfestungen bewährten sich bis in das 17. Jahrhundert besser als die städtischen. Im Dreißigjährigen Krieg konnten die württembergischen Höhenfestungen militärisch nicht eingenommen werden, sondern wurden erst nach monatelanger Belagerung zur Aufgabe gezwungen. Hohentübingen war allerdings wegen der Stadtnähe und der geringen Höhe eine Fehlplanung. Herzog Ulrich und Herzog Christoph haben sich nachweislich auch ausländischer Fachleute bedient. Umfang und Tempo des Ausbaus erforderten den Einsatz einer großen Zahl von Arbeitskräften, so in Schorndorf fast 1100 Beschäftigte.

Die typischen Merkmale dieser Renaissancefestungen sind:

1. Eine ausgedehnte Erdaufschüttung (der „Erdenberg“) vor dem vorhandenen Graben. Solche Erdbefestigungen, die im württembergischen Festungsbau des 16. Jahrhunderts eine große Rolle spielen, gab es beim Hohenneuffen, der Burg Hohenurach (Länge 30 m, Breite 20 m, Höhe 5 m), beim Hohentwiel

und Hohenasperg. Beim letzteren verlief der „Erdenberg“ rund um den Berg (Breite 10 m, Gesamtlänge etwa 300 m). Noch größer waren die Erdarbeiten, die bei den Befestigungen der Städte Kirchheim (Länge etwa 1,3 km) und Schorndorf erforderlich waren.

2. Weiterhin charakteristisch waren die Rundbastionen. Diese Türme, eine Weiterentwicklung der Rondelle oder Streichwehren des 15. Jahrhunderts, wurden auf allen württembergischen Festungen erbaut. Die Aufgabe war die Flankierung der Maueranlagen und die Kontrolle des Vorfeldes. Diese Türme wurden so verstärkt und ausgedehnt, daß sie im Inneren kleinere Geschütze aufnehmen konnten (Upfinger Turm auf Hohenurach, Durchmesser 10 m, Mauerstärke 2 m, Wachtstubenturm auf Hohenneuffen, Durchmesser 17 m, oder das Rondell Augusta, der mächtigste Rundturm, auf dem Hohentwiel, Durchmesser 25 m).

3. Räumliche Erweiterung der Burgen durch Einbeziehung von Vorburgen und Zwingeranlagen, bedingt durch die Unterbringung größerer Garnisonen und vieler Ausrüstungen. Durch den Ausbau der Außenanlagen sollte die gegnerische Artillerie von der Burg ferngehalten werden.

Im 17. Jahrhundert wurden Bastionen und Raveline immer ausgedehnter. Das Festungswerk wurde theoretisiert. Nur wenige Entwürfe wurden verwirklicht. In Württemberg ist in dieser Zeit keine Festung mehr entscheidend umgebaut worden.

Das letzte Referat des Tages trug Dr.-Ing. A. Antonow vor. Das Thema seines zweiten Vortrages lautete: „Ausbau der Burgen im süddeutschen Raum vom 15. bis zum 18. Jahrhundert“. Im Burgenbau des 12. und 13. Jahrhunderts in Südwestdeutschland mußten 4 Funktionen berücksichtigt werden:

- Bergfriedfunktion, auch erfüllt durch die Schildmauer
- Ringmauerfunktion
- Burgtor (im 15. Jahrhundert gab es noch keine Zugbrücke)
- Wohnbau in Stein oder Fachwerk aufgeführt.

Die romanischen Burgen hatten vermutlich keine Zwingermauer. Im 14./15. Jahrhundert werden die in dieser Zeit entwickelten Zwingermauern, um den Feind von den Hauptmauern fernzuhalten, mit kleineren Artillerietürmen bestückt. Es entwickelte sich nach Antonow im süddeutschen Burgenbau ein eigener Stil, indem man die Vorbauten speziell mit Hilfe von Vortürmen (meist rund) und Gewehrschießcharten verstärkte. Diese Rundtürme konnten jeweils den Graben und das Vorfeld bestreichen. Sie wurden so gestaltet, daß sie aus größerer Entfernung nicht beschossen werden konnten. Im 16. Jahrhundert verstärkten mächtige vorgelegte Bastionen als Träger der Artillerie die Festungsanlage. Bedeutende Männer gaben im 16. Jahrhundert Lehrbücher über Befestigungsmanieren heraus, in denen sie die auf ihren Reisen gesammelten Eindrücke wiedergaben.

Antonow erläuterte die verschiedenen Befestigungsmanieren und verglich Vor- und Nachteile. Viele mittelalterlichen Burgen auf den Höhen und in den Niederungen wurden im 15. und 16. Jahrhundert durch große Umbauten dem Stand der Belagerungstechnik angepaßt. Die Weiterentwicklung des Festungsbauwesens ging bis in das 18. Jahrhundert hinein.

Das Kolloquium ergänzte am 29. 9. 1974 eine Exkursion zur Festung Hohenasperg (Führung Rektor Bolay), zur Burg Lichtenberg (Führung Herr Pfefferkorn) und nach Schloß Schaubeck, wo durch den Hausherrn Raban Graf Adelmann von Adelmansfelden eine kleine Weinprobe gereicht wurde.

Dipl.-Ing. Günther Klein

## Fünftes Burgenseminar auf Schloß Dhaun

Die Heimvolkshochschule Schloß Dhaun veranstaltete in Zusammenarbeit mit der Deutschen Burgenvereinigung e. V. vom 25. bis 30. Juli 1974 das fünfte, auf Schloß Dhaun bereits zur Tradition gewordene Burgenseminar. Wie schon in den Vorjahren hatten sich wiederum über fünfzig burgenkundlich Interessierte zusammengefunden, die sich dieses Mal mit dem „Schutzbedürfnis der Menschen und seiner Befriedigung im Wandel der Jahrhunderte“ auseinandersetzen wollten. Diese Themenstellung des Seminars zielte darauf hin, den abendländischen Burgenbau in einem größeren Zusammenhang zu betrachten und durch Vergleiche über Jahrhunderte hinweg Aufschlüsse über die Ent-

wicklung des menschlichen Zusammenlebens zu erhalten. Die Leitung des Seminars lag wieder bei Dr. Bernd Brinken, die Assistenz hatten Dagmar Kraemer, Birkenfeld, und Johannes F. Römer, Simmern, übernommen.

Dr. B. Brinken eröffnete die Veranstaltung am Nachmittag des Anreisetages mit seinem Referat über „Sicherheitspolitik im Wandel der Jahrhunderte“. Brinken ging davon aus, daß Sicherheitspolitik dem persönlichen Sicherheitsbedürfnis des Menschen entspringe, das sowohl aus dem objektiven Grad des Bedrohtheits als auch aus dem subjektiven Gefühl des Bedrohtwerdens resultiere. Auf Bedrohung reagiere der Mensch, indem er mit Gegengewalt gegen die Bedrohung vorgehe oder indem er Vereinbarungen treffe, die eine Bedrohung erst gar nicht auftreten lassen; gerade die zweite Möglichkeit setze im Gegensatz zur ersten relativ hochentwickelte politische Struktur voraus. Brinken überblickte anschließend historische Organisationsformen und ihre Sicherheitsvorkehrungen. Vorpolitische Einheit und kleinster Wehrverband sei die Familie, deren Wohnsitz ganz (Burg) oder auch nur teilweise (z. B. Bauernhäuser mit einem kräftig ausgemauerten Teil) als Wehrbau diene. Den politischen Zusammenschluß von Familien zu sogenannten Wehrgruppen verdeutlichte er anhand von Pfahldörfern, Pueblos und mittelalterlichen Dörfern, die mit Erdwällen, Hecken und Gattern befestigt waren. Das Verteidigungsrecht durch Mauern habe in Deutschland ursprünglich nur dem König zugestanden, der es in der Folge dann aber generell den Fürsten (1231 statutum in favorem principum) verlieh. Aufgrund ihrer politischen Organisation verglich Brinken die Städte des Mittelalters mit den griechischen Stadtstaaten (Einteilung der Bürgerschaft, Verteidigungsanlagen) und die Flächenstaaten mit dem römischen Reich (Frieden im Innern, Grenzbefestigungen). Brinken schloß sein Referat mit der Behandlung der Fluchtorte, die naturgemäß in ungünstigem Gelände lägen. Bis etwa 1000 n. Chr. überwiege der Fluchtstättencharakter; unter den Saliern seien dann zunehmend dauernd bewohnte Befestigungen entstanden. Die Burgen, ursprünglich ein Zeichen für Schwäche, seien im Laufe der Zeit nicht mehr als notwendiges Übel angesehen worden. Dabei dürfte etwas mitgespielt haben, was Brinken das „archaische Lebensgefühl“ nannte, insbesondere geprägt durch das Vertrauen auf physische Kraft, sowie Imponiergehabe und die Verehrung des Heldischen.

Der zweite Tag des Seminars war vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen gewidmet. Anhand sehr eindrücklicher Grund- und Aufrißzeichnungen und Abbildungen gab Professor Dr. Rafael von Uslar, Mainz, zunächst einen Überblick über „Die Funktion vor- und frühgeschichtlicher Wallburgen“. Der Referent unterstrich einleitend die außerordentlichen Schwierigkeiten, bei Anlagen, über die wir nur durch ihre materiellen Reste unterrichtet sind, exakte und zuverlässige Angaben über ihren Zweck zu machen. Neben ihrer Wehrfunktion hätten diese Anlagen zweifellos in verhältnismäßig vielen Fällen auch einen sakralen Charakter gehabt. Die auffällige Kontinuität in der Form der vor- und frühgeschichtlichen Wehrbauten über viele Jahrhunderte hinweg sei auf eine im Verhältnis zu späteren Zeiten langsamere Entwicklung der Angriffs- und Verteidigungswaffen zurückzuführen.

Im Anschluß an das Referat von Professor von Uslar entwickelte sich eine rege Diskussion, in deren Mittelpunkt die große Anlage auf dem Donnersberg und Wallburgen zum Schutz von Bergwerken standen. Zum Ringwall auf dem Donnersberg wurde die Möglichkeit einer flächendeckenden Besiedlung des umwehrten Raumes und der Charakter der zur Zeit in Untersuchung befindlichen Viereckschanze erörtert.

Der durch viele Beispiele im Referat von Uslars und die Diskussion über die Donnersberg-Anlage bereits hergestellte Bezug zur engeren Umgebung von Schloß Dhaun wurde durch den Vortrag von Gustav Schellack, Mengerschied, über „Frühe Wehranlagen auf dem Hunsrück“ ausgebaut. Schellack gliederte seine Darstellung nach einleitenden Bemerkungen in die Kapitel Ringwälle, keltische Altburg bei Bundenbach und vermutliche Mottenanlagen im nördlichen Hunsrück. Besonders aktuell waren die Informationen über die zur Zeit in Ausgrabung befindliche Altburg, die durch die dort gefundene Keramik in die Zeit von 150 bis 50 v. Chr. datiert wird. Noch weitgehend unklar ist sich die Forschung dagegen über Entstehung und Funktion der Mottenanlagen im Hunsrück, die, im Wald ver-

borgten, z. T. erhebliche Ausmaße haben. Es ist am wahrscheinlichsten, daß sie im Zusammenhang mit den Normannen- und Ungarneinfällen angelegt wurden.

Die erste Exkursion führte das Seminar am dritten Tag unter Leitung von Gustav Schellack, Mengerschied, auf den Hunsrück, wo die unterschiedlichsten historischen Anlagen besichtigt wurden: Simmern mit seinem Schloß, einem kurpfälzischen Amtssitz; die heute noch in versumpftem Gelände gelegenen Motten von Horn, Bubach und Laudert, von denen gerade die letzte durch Größe und Erhaltungszustand beeindruckte; Schloß Waldeck, das vom Nerother Wandervogel als Jugendburg wieder aufgebaut wird; das keltische oppidum von Otzenhausen. Im griechischen Raum, insbesondere in Thessalien, reiche der Burgenbau bis um 2000 v. Chr. zurück, stellte Dr. Hermann Büsing, Mainz, in seinem Lichtbildervortrag „Akropolis-Anlagen in der Antike“ zur Einleitung des vierten Seminartages fest. Erst in der sogenannten mykenischen Zeit habe jedoch der Burgenbau eine größere Ausbreitung erfahren. Die mykenischen Anlagen, meistens auf einem Hügel ein wenig im Landinnern gelegen, erfüllten drei Funktionen: Wohnung für den Herrscher – das Volk wohnte ungeschützt abseits –, Repräsentationsbau und Heiligtum. Erst in der letzten Phase seien die anfänglich schwach befestigten Anlagen mit zyklischen Mauern umwehrt worden. In der nachmykenischen Zeit (1200–900) wurden dann im Gegensatz zur mykenischen Epoche kleine Halbinseln mit schmalen Zugang zum Festland als besser zu verteidigende Orte für befestigte Siedlungen (Stadt mit Akropolis) vorgezogen. In klassischer Zeit sei mit der Durchsetzung demokratischer Herrschaftsformen eine Befestigung innerhalb einer demokratischen Stadt unvereinbar geworden; die Akropolis sei daher aller ihrer bisherigen Funktionen bis auf die eines Heiligtums entkleidet worden. Zur Sicherung der Stadt habe man zusätzlich – besonders in der nachfolgenden hellenistischen Epoche – Landwehren angelegt, die zum Großteil echte Akropolisbauten waren. Die hellenistische Epoche könne insoweit als Rückfall in die vordemokratische Zeit angesehen werden, als nun wieder Burgen in den Städten gebaut wurden, mit denen die Herrscher nach Autonomie strebende Städte kontrollieren konnten. Als ein druckvolles Beispiel erwähnte Büsing Heraklea am Latmos: eine von einer Akropolis beherrschte Hafenstadt, deren Forts auf dem der Stadt unmittelbar vorgelagerten Vorgebirge durch eine riesige Maueranlage mit der eigentlichen Stadtbefestigung verbunden waren.

Dr. Knackstedt, Gießen, führte die Darstellung der antiken Akropolisanlagen mit einem Lichtbildervortrag „Kreml-Anlagen in Rußland“ weiter. Er definierte zunächst die grundlegenden Begriffe „Gorod“ (Umzäunung oder Befestigung, gleich ob für Dorf, Stadt oder Burg) und „Kreml“ (Stadtburg, die zugleich Festung mit Beistadt ist). Er wies dabei auf die Schwierigkeiten hin, mit denen man in der russischen Burgenkunde zu rechnen habe: da bis weit ins 15. Jahrhundert hinein russische Burgen ausschließlich aus Holz bestanden, besitze man heute neben archäologischen und bildnerischen Zeugen nur Nachfolgeanlagen. Anschließend stellte er die Sitze der einzelnen Fürstentümer vor: Kiew, das von einer Festungskette von Holz-Erde-Burgen umgeben war; Nowgorod, dessen Kreml, ein Rundling mit der Hauptkirche, das Wohnviertel der Stadtadligen und des Bischofs war; Wladimir, in dem Bauleute Barbarossas wirkten; Moskau, in dessen Kreml erst 1550 der erste Steinbau errichtet wurde; Twer; Susda mit seinem Kreml auf einem Sporn, davor die befestigte Stadt. Stadt- und Kremlneugründungen in Sibirien stellte Knackstedt in die kontinuierliche Entwicklung der Anlagen im europäischen Rußland; dabei sah er, jedoch unter erheblichen Einschränkungen, in den befestigten Wohntürmen in den Kolonisationsgebieten Verbindungen zum mittelalterlichen Wohnturm West- und Zentraleuropas. Klöster als ausgesprochene Verteidigungsbauten sind nach Knackstedt in Rußland im allgemeinen selten, obwohl ein Teil aufgrund der Bauweise wie z. B. Zagorsk (1610 gegen Polen verteidigt) zur Verteidigung geeignet gewesen sei.

Am Abend bereitete Dr. Walter Hartung, Ludwigshafen, die Seminarteilnehmer in einem Lichtbildervortrag „Felsenburgen in der Südpfalz“ umfassend auf die Stationen des folgenden Exkursionstages vor: Altdahn, Grafendahn und Tanstein – die Dahner Schlösser –, Drachenfels bei Busenberg und Berwartstein. Zusätzlich wurde während der Exkursion auf Vorschlag

von Herrn Hartung die jüngst erst wieder zugänglich gemachte Felsenburg von Hauenstein (Festtreppe zum Plateau, auf dem Plateau einige Pfostenlöcher) erstiegen.

Als guter Burgenkenner seiner Heimat stellte sich *Klaus Geiling, Niedereibert*, in einem Lichtbildervortrag „*Burgen in Thüringen*“ am Abschlußtag vor. Mit der geopolitischen Einordnung Thüringens und einem gründlichen historischen Abriss dieses Raumes vom Frühmittelalter bis zur frühen Neuzeit schuf er eine Basis, auf der es ihm möglich war, neben dem Vorstellen thüringischer Burgen die politischen Kräfte auf Burgen und in den Städten in historische Beziehung zu setzen. Die letzten Worte seines Vortrages widmete Geiling dem Verhältnis des Staates DDR zur mittelalterlichen Burg: Es könne durchaus als gut bezeichnet werden; die Burgen seien nämlich als erhaltungs-

wertes Staatseigentum durch den Kulturbund in das kulturelle Leben der DDR eingegliedert.

In einem abschließenden Überblick faßte Dr. B. Brinken am Ende des Seminars Vorträge und die sich daran anschließenden, immer lebhaften Diskussionen zusammen: Das menschliche Bedürfnis nach Sicherheit habe man an Beispielen kollektiver Sicherheitsanlagen von der Steinzeit bis in die heutige Zeit im großen Überblick verfolgt. Sehr klar sei gesehen worden, daß Wehrwille mit Prestigedenken zusammengehe und daß Verteidigung allgemein, und in jener Kombination besonders, langsames wirtschaftliches Wachstum und geringeren zivilen Wohlstand verursache. Heute bestehe das Sicherheitsbedürfnis nach wie vor, seine Befriedigung jedoch sei immer schwieriger geworden.

*Johannes F. Römer*

## LITERATUR

*Anco Wigboldus*

### **Burgen, Schlösser und Gärten**

*Verlag Deutsche Burgenvereinigung e. V., zu beziehen ausschließlich durch die Geschäftsstelle, 5423 Braubach/Rhein, Marksburg, DM 24,- einschließlich Porto und Verpackung, bei Abnahme von 5 Bänden DM 18,-, bei 10 Bänden DM 16,-.*

Es war ein guter Gedanke der Deutschen Burgenvereinigung, anlässlich des 75. Jahrestages ihrer Gründung ein in seiner Art einzigartiges Buch herauszugeben: „Burgen, Schlösser und Gärten – erlebt, gezeichnet und beschrieben von Anco Wigboldus“. Das Werk eines Künstlers und das Anliegen der Burgenvereinigung haben sich hier in einer Publikation zusammengefunden, die man einen Glücksfall nennen darf.

Der Kreis der Bilder ist weit gezogen und nicht durch nationale Grenzen abgesteckt. Objekte aus benachbarten Ländern werden ebenso gezeigt, wie in der Mehrzahl solche „aus allen Teilen Deutschlands“, wie das Geleitwort des Präsidenten der Deutschen Burgenvereinigung, Hannibal v. Lüttichau-Bärenstein, hervorhebt, das sehr zu Recht die kulturellen Gemeinsamkeiten betont, „die sich in Europa auch im Burgen- und Schloßbau zeigen“.

Man darf den Buchtitel wörtlich nehmen, wenn er besagt, daß die Burgen, Schlösser und Gärten „erlebt, gezeichnet und beschrieben“ sind, also ein Werk, das Bild und Text von der Hand des gleichen Künstlers enthält. Dies scheint mir nicht zuletzt die Einzigartigkeit dieses Buches auszumachen, daß Anco Wigboldus, ein auch als Porträtist bekannter niederländischer Maler, jedes der von ihm gezeichneten Häuser mit einem kurzen eigenen Text versehen hat, der eine unverkennbare Herzlichkeit des Empfindens des Malers für sein Motiv spüren läßt.

Insgesamt vereinigt dieses Buch einen Teil des Lebenswerkes von Anco Wigboldus als einem Maler historischer Bauwerke. Er ist ein dem Detail getreuer Zeichner in der Manier eines Merian und seiner Schule des siebzehnten Jahrhunderts, die Illustrationen für die „Topographien“ schuf, naturgetreu-realistisch und doch von künstlerischem Rang. Ein Maler mit solchen in Renaissance und Barock entwickelten Fähigkeiten in unserem Jahrhundert, das ist ebenso erstaunlich wie bewundernswert. Man muß sich in diese von Wigboldus gezeichneten „Prospecte“ von Burgen und Schlössern vertiefen, etwa auf ihnen mit den Augen spazierengehen, und man entdeckt die Fülle jener Winzigkeiten, die in Wahrheit Großartigkeiten sind, mit denen der Maler die „Häuser“ umgeben hat: die Landschaft, den Park, darin die Menschen, Pferd und Wagen, Reiter, Hunde, Vieh, Boote auf dem Teich. Zu einer Ansicht von Schloß Lütetsburg in Ostfriesland schrieb Wigboldus: „In getreuer und präziser Zusammenarbeit mit dem Fürsten ist die Zeichnung des neu errichteten Schlosses entstanden. Die Gedenktafel zu Ehren des Neubaus habe ich im Vordergrund dargestellt. Der Bildhauer ist damit beschäftigt, der Bauleiter sieht zu. Der Fürst kommt inspizierend mit seinem Pferde den Hügel hinauf. Die Fürstin mit ihrer Gesellschaftsdame wandert vorbei, und ich zeichne, gelehnt gegen das Wappen, die totale Situation.“

Aus seinem einführenden Text geht hervor, wie Wigboldus ein künstlerischer Zeichner historischer Bauten wurde. Entscheidend war seine Begegnung mit Udo v. Alvensleben, die hernach eine lebenslange Freundschaft wurde. Alvensleben, als Kunsthistoriker mit mehreren Werken unvergessen, und Wigboldus trafen sich 1930 auf dem Alvenslebenschens Rittergut Wittenmoor nahe Stendal. Nach Studien über die Gärten von Herrenhausen arbeitete Alvensleben an einer Abhandlung über die braunschweigischen Schlösser, für die einige im Stil angepaßte Illustrationen zu machen waren. Der Vorschlag ging an Wigboldus, der bei Studien an der Königlichen Kunstakademie in Antwerpen und auf einer Reise nach Italien sich mit der Baukunst von den frühesten Jahrhunderten bis zum Hochbarock beschäftigt hatte, „ohne eigentlich je überlegt zu haben, wie ich diese Kenntnisse in der Praxis meines Lebens benutzen könnte“, wie er selbst sagt. Hier nun fügten die Dinge sich so, daß Wigboldus durch Alvensleben jene Anregungen erhielt, die ihn über einen Illustrator kunsthistorischer Bücher zu einem über die Anfänge weit hinauswachsenden Künstler dieses besonderen Sujets werden ließen.

Es ist nun ein langer Zeitraum, in dem die in „Burgen, Schlösser und Gärten“ vereinigten Bilder entstanden sind, 1930 bis 1973. Sie zeigen Wigboldus als einen Künstler eigener Prägung und auch wohl von einmaliger Begabung für diese Kunstgattung in unserer Zeit. In Wittenmoor und mit Arbeiten für die Alvenslebenschens Häuser in Mitteldeutschland begann es, das Schloß Burgsteinfurt in Westfalen, erst 1973 gezeichnet, beendet die Bildserie des Buches. Viele der gezeigten Häuser sind erhalten und bewohnt, andere nach alten Bauvorlagen rekonstruiert, manche durch den Krieg zerstört oder verlorengegangen. So wird manches zeitbedingt nur zu einer Erinnerung, so wenn man das Dohnasche Schloß Schlobitten in Ostpreußen sieht, das aus dem Krieg mit einer verwüsteten Fassade hervorging, von Wigboldus im ursprünglichen Zustand gezeichnet aus der Vogelperspektive nach literarischen Unterlagen und Entwürfen des 17. und 18. Jahrhunderts. Man sieht auch das Stift zu Quedlinburg, in dessen Krypta König Heinrich I. und seine Gemahlin Mathilde ruhen, sieht viel anderes noch von geschichtlichem Interesse, das vor dem Krieg an Elbe und Saale gezeichnet wurde und derzeit „hinter Mauer und Stacheldraht“ liegt. Dafür öffnen sich die Wege nach Westen; der Maler-Autor führt zu Schlössern in Holland, Belgien, Frankreich, England – all das, was uns heute Europa ist, wenigstens der allgemein zugängliche Teil Europas.

Die Ausstattung wird in würdiger Weise dem Charakter des Buches gerecht. Bild und Text auf Kunstdruckpapier, im Querformat, wie bei Bildbänden gebräuchlich, den Bildformaten angepaßt. Die Deutsche Burgenvereinigung hat mit der Herausgabe nicht nur die deutschsprachigen Freunde historischer Bauten mit dem burgenkundlichen Werk des niederländischen Malers vertraut gemacht, sondern auch die Literatur über die Wehr- und Wohnbauten um einen ansprechenden Titel erweitert.

*Hans-Heinrich Welchert*